

Zeitschrift: Appenzeller Kalender

Band: 209 (1930)

Artikel: Der Führer

Autor: Nägeli, Albert

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-374835>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Führer.

Von Dr. Albert Nägeli, Trogen.

Ein gelinder Föhn hatte seit einer Woche den Himmel offengehalten und uns ein paar prachtvolle Herbsttage beschert. Was Wunder, wenn wir dem Locken der weißen Gipfel, die aus dem farbenrauschenden Tiefland zum reinen, dunkelblauen Himmel emporstiegen, nicht mehr widerstehen konnten, Rucksack und Pickel kurz entschlossen hervornahmen und selbzwit mit dem nächsten Zug nach Linthal fuhren, um unserem alten Freunde, dem Tödi, noch einen letzten Besuch in diesem Jahre abzustatten. Wie sind die Berge schöner, ihre mächtigen Formen plastischer und wuchtiger, nie die Aussicht ungetrübter als in solchen klaren Tagen des Spätjahres, wenn der weiche, schummerige Dunstschleier, der im Sommer auf dem Hügel- und Flachland und in den Tälern liegt, aber auch oft die Gipfel neidisch verhüllt, wie weggeblasen ist und das schöne Relief unseres Landes die geheimsten und feinsten Falten, Risse und Windungen offenbart wie ein Porträt von Chod. Der Herbst ist einsam, sagt der Japaner. Er ist nirgends einsamer als im Gebirge. Nichts, was die Stille störte, kein Touristenschwarm, keine Herdenglocken, kein Räuchlein, das aus einer gastlichen Sennhütte emporstiege, kein Fauchzer; nur das eintönige Rauschen der Gebirgswässer, der heisere Schrei eines Raubvogels oder einer Dohle zeigten an, daß das Leben nicht erstorben sei, sondern die Natur sich bloß zur großen Ruhe rüste.

In Linthal schauten uns die Leute halbverwundert nach, was wir wohl noch im Sinne hätten zu so später Jahreszeit. Uns selber stiegen wohl etliche Zweifel auf; denn der bis vor kurzem wolkenlose Himmel hatte sich allmählich mit einem gleichmäßigen bleiernen Grau überzogen; über den Klausenpaß her wehte ein kalter Wind und ließ uns erschauern, während von Zeit zu Zeit ein kühler, heimtückischer Regentropfen Gesicht und Hände traf. Immerhin, es war ja möglich, daß der Föhn von neuem wieder Herr würde und das drohende Unwetter verscheuchte. Wir zogen tüchtig aus, um noch vor Einbruch der Nacht die Fridolinshütte zu erreichen. Nicht weit vom Bahnhof kam uns ein nach altväterischem Schnitte grau gekleideter älterer Mann in voller Bergausrüstung entgegen, durch das große Metallschild an der linken Seite als Führer kennlich, und bot uns seine Dienste an. Wir waren ein wenig verwundert, um diese Zeit, da die eigentliche Bergsaison längst vorüber war, einen Führer am Bahnhofe zu finden, und wir überlegten, was wir tun sollten. Wir waren zu zweit; die Tour, die wir vorhatten, war nicht leicht, und im Hochgebirge ist es immer ratsamer, zu dritt zu gehen als zu zweit; also verständigten wir uns mit dem Manne, nachdem wir ihm unser Ziel bekannt gegeben: Ueber das Grünhorn und die Ostflanke des Tödi hinauf zum Ruseingipfel. Er reichte mir sein Führerbuch, das vergilbt aussah und muffig roch, und das ich ihm, nachdem ich einen flüchtigen Blick hineingetan, gleich wieder zurückgab. Sein

Name, Burgilgen, machte mich stauchen. Wie kam der ins Glarnerland? Sein Dialekt klang fremd und wies nach dem Oberwallis. Da wir uns beeilen mußten, konnte ich kein langes Verhör anstellen. Droben in der Hütte, wenn das Feuer im eisernen Ofen heimlich knisterte und die kalte Bergluft durchwärmte, würde sich ja alles erklären. Wahrscheinlich war er mit einem Fremden vom Wallis herübergekommen und nun froh, daß er vor seiner Rückkehr in die Heimat unverhofft Gelegenheit fand, noch etwas zu verdienen.

Ohne viel zu reden, schritten wir über den Talboden nach der Tierfehd, wo sich der Wirt verwunderte, daß wir zu dieser Zeit den Tödi besteigen wollten, und mit sichtlichem Bespremen unsren Führer vom Kopf bis zu den Füßen maß. Traute er ihm nicht recht? Gedemtalls mußte er ihm völlig unbekannt sein. In der Wirtsstube trafen wir zu unserer Überraschung zwei junge Bergsteiger, gut ausgerüstet wie wir, die eben ihre Mahlzeit beendet hatten und nun aus kurzen Holzpfissen gemütlich qualmten. Sie kamen, wie sie erzählten, vom Hausstock und Ruchi her, konnten nicht genug die herrliche Aussicht, die strahlende, fast sommerlich warme Sonne dort oben rühmen, und wie sie, um ihre Ferientage glanzvoll abzuschließen, im Sinne hätten, den Tödi noch mitzunehmen, in der Hoffnung, daß die gegenwärtige Trübung des Wetters nur vorübergehend sei. Als wir ihnen unsren Plan anseindersetzten, waren sie gleich begeistert dafür und fragten höflich, ob sie sich uns anschließen dürften; sie seien beide geübt und würden gerne ihren Anteil am Führerlohn bezahlen. Die beiden jungen Leute machten einen vertrauenerweckenden Eindruck, bescheiden, ohne Aufdringlichkeit und Brahlerei; trotzdem sie, wie sich aus dem folgenden Gespräch ergab, schon ansehnliche Touren miteinander ausgeführt hatten. Deshalb nahmen wir keinen Anstand, sie zu versichern, ihre Begleitung werde uns angenehm sein. Auch unser Führer schien einverstanden und nickte zustimmend. Doch entging mir nicht, daß ein lauernder Blick unter den buschigen, grauen Augenbrauen einen nach dem andern musterte und die dünnen, zusammengekniffenen Lippen ein paarmal zuckten. Erst jetzt fiel mir auf, wie fahl sein Antlitz war und wie fast unbeweglich und starr seine Gesichtszüge. Der Mann wurde mir ungemütlich; ich schaute meinen Freund Dr. Brunnhofer an; er zog die Stirn in Falten und hatte offenbar die gleichen Gedanken wie ich. Wie gerne hätten wir den Führer jetzt abgeschüttelt; allein das war nicht mehr möglich, und bis wir einen andern zur Stelle gebracht hätten, wäre kostbare Zeit verloren gegangen. Und wer weiß, vielleicht sahen wir Geister, wo keine waren, und taten dem guten Manne, nur weil er einsilbig und verschlossen war, Unrecht.

Bald darauf waren wir auf dem Wege zur Pantenbrücke, wo die Linth in einer furchtbar engen Schlucht zwischen zwei senkrechten Felswänden hindurch sich

zwängt. Unheimlich schwer scheint der Selbstanft sich einem auf die Brust legen zu wollen, so daß man aufatmet, wenn man das langgestreckte Tal der Sandalp betritt und rechts und links wieder Platz genug hat, um sich zu vertun. Ein dunkler Felszirkus schließt die Aussicht nach hinten ab, über den weißschäumend der Staffelbach in unzähligen Fällen zur Tiefe stürzt. Und über ihm lagert, auf schwermasfigem Unterbau, die ungeheure stumpe Pyramide des Tödi mit der weißen Firnkuppe, deren Abbrüche grün und falsch schillern, wie die Augen eines Raubtieres, das lüstern und heutegierig die winzigen Menschlein da unten am Ufer des Baches erespäht hat. Einsam und verlassen fühlten wir uns in dieser überwältigenden Wildnis, und die verschlossenen leeren Semmhütten verstärkten diesen Eindruck. Sogar unsere munteren jungen Begleiter verstummten allmählich. Am rauschenden, milchigen Bergbach rasteten wir einen Augenblick. Freund Brunnhofer bückte sich über eine sandige, seichte Stelle am Ufer und zog ein ausgewaschenes, weißes Knochenchen heraus, das er mit finstrem Gesichte betrachtete.

„Weißt du, was das ist?“ wandte er sich an mich, indem er mir das Fundstück vor die Augen hielt, und ohne meine Antwort abzuwarten, fuhr er fort: „Ein menschliches Schlüsselbein ist's“.

Schweigsam gingen wir weiter. Ueber steile Grashalden hinauf führte der Zickzackweg, auf dem einer hinter dem andern gleichen Schrittes emporstieg. Das absterbende Gras durchtränkte die kühle, feuchte Abendluft mit jenem Verwesungsduft, der wie ein Gemisch von Baldrian und Moder riecht. Nur dann und wann blühte eine verspätete Bucherblume oder ein aufgeschossener gelber Hahnenfuß verlassen und fremd aus diesem Todesgarten heraus, ein letztes Heimweh nach dem geschiedenen, allzu kurzen Bergsommer. Schon dunkelte der Abend. Nebel begannen wie die Geister von Verstorbenen umherzuschleichen. Auf einmal entzündete sich das Gewölk über uns blutig rot, während schwarz und drohend das Gewände der Felsen vor uns stand. Da durchschnitt ein Fauchzer grell und häßlich die beklemmende Stille. Wir fuhren zusammen und schauten uns an. Es war unser Führer gewesen. Und jetzt kam das Echo von der Wand wieder, hohl und hämisch gellend. War das wirklich ein Echo? Klang es nicht, wie wenn jemand dort oben kauerte und Antwort gäbe auf ein verabredetes günstiges Zeichen? Vom Gletscher wehte es uns eiskalt an. Schon sehen wir die tückischen, bloßgedeckten Spalten gähnen, die Fisstürze und -türme. Gottlob, daß die Hütte nicht mehr weit ist. Warum müssen mich auch heute gerade die düsteren Gedanken verfolgen? Hoffentlich ist morgen wieder blauer Himmel und Sonnenschein. —

Endlich saßen wir wohlgeborgen unterm heimeligen Dache, an dem der Nachtwind rüttelte. Der Führer kochte schweigend unser bescheidenes Mahl, von dem er selbst nur wenig genoß. Doch schien er jetzt etwas aufzutauen, erzählte mit rauher, tonloser Stimme aus seiner Heimat, dem Wallis, von den Bergriesen Zermatts, und erwies sich im übrigen so dienstfertig, daß ich ihm heimlich Abbitte tat. Ermüdet legten wir

uns bald auf die Pritschen undwickelten uns in die Wolldecken warm ein. Burgilgen ging hin, um die Lampe zu löschen. Dabei schaute er die Liegenden noch einmal an. Ein Grinsen verzerrte sein Gesicht und ließ die zwei Reihen seiner starken gelben Zähne heraustreten, gerade wie... Nun sah er nach dem Fenster; ich folgte seinem Blicke und erschrak. Der Widerschein des flackernden Lichtes malte auf dem nächtlichen Dunkel der Scheibe ein bleiches Antlitz mit einer blutigen Schramme über der Stirne. Oder war es ein wirkliches Gesicht, das da herchaute? Ich konnte nicht mehr hinschauen, schloß zitternd die Augen und legte mich zur Seite. — Die Lampe erlosch.

Aufbruch! Neblige, nasse Kühle schlägt uns entgegen, wie wir in das Dunkel des frühen Morgens hinaustreten. Unfreundlich und bissig fährt uns der Wind ums Gesicht und verscheucht die Schlafrunkenheit mit einem frischen Sprühregen. Sollen wir nicht lieber umkehren? Wir könnten noch den schönsten Tag bekommen, wir sollten uns nicht abschrecken lassen, meint jedoch unser Führer in einem gewissen ironischen Ton. Also, vorwärts, über Gras zuerst, dann über Geröll und Schutt und schließlich über glashart gefrorenen, schmutzigen und höckrigen Firn zu einer Schneewand, die aus dem düstern, unsicheren Zwielichte unvermittelt herauschielt, und deren Fläche von schwarzen Felsrippen durchbrochen wird. Burgilgen ist ein anderer geworden. Unruhig und nervös geht er voran, so daß wir ihm kaum folgen können. Seine zitternden bleichen Nasenflügel wittern nach der Höhe, wie die Nüstern eines ungeduldigen Pferdes, wie wenn er es nicht erwarten könnte, bis wir oben seien. Leise, aber scharf und durchdringend pfeift er durch die Zähne. Von oben herab tönt es ebenso geheimnisvoll zurück. Ein Stein saust in rasender Drehung an meinem Ohr zischend vorbei. Ich blicke hinauf. Ist's Täuschung, ist's Wirklichkeit? Drobten auf dem Kamme scheint eine graue Gestalt zu stehen, die Burgilgen zwinkt. — Bald ist der Sattel zwischen Grünhorn und Töbinwand erreicht; von nun an geht's langsamer, am sicheren Seil, die Wand hinauf, ich als zweiter, Brunnhofer als letzter, über schief abwärts geneigte, schwierige Platten, die zudem noch naß sind, so daß größte Vorsicht geboten ist. Ein Ueberhang taucht auf. Hoffentlich gleitet keiner aus; hier gäb's kein Halten mehr, und alle sind angeseilt. So leidenschaftlich gern ich sonst klettere, hier macht es mit kein Vergnügen mehr; es muß etwas in mir stecken; meine Beine sind wie Blei, und ich atme mühsam. Wie eine Raute schleicht Burgilgen empor. Seine Nagelschuhe geben keinen Laut, sie scheinen den Felsen nicht zu berühren. Und wieder ist mir's, als klettere, einen Steinwurf weg von uns, ein Schemen, grau wie Nebel, und schaue sich von Zeit zu Zeit nach uns um. Jetzt verschwindet es hinter einem Vorsprung. Das Grauen packt mich stärker und stärker.

Plötzlich ein Schrei hinter mir, ein heftiger Ruck am Seil, ich stürze, bleibe jedoch an einem Felszacken hängen und klammere mich an einen kaum hervorstehenden Griff. Hinter mir ist das Seil zerrißnen und baumelt über die Felsen hinunter, und

tiefe, tiefe unter mir sperren die Schlünde des Bifertengletschers ihre schwarzen, gierigen Mäuler auf und erheben sich, drohend wie Geisterhände, grünliche Fiszacken. Ich schreie zum Führer hinauf um Hilfe. Doch nein, es ist nicht möglich! Burgilgen hat sich losgesetzt, hockt auf einer Felsplatte und lacht wiehernd und gräßlich, wobei seine tief in den Höhlen liegenden Augen wie zwei unheimliche Feuer funkeln. Aber woher kommt denn der andere mit der blutigen Schramme auf der bleichen Stirne, der, die Knie an die Brust gezogen, neben mir kauert und mich mit seinen breiten, braunen Schwefelzähnen anblitzen? In Todesangst und Entsetzen hange ich da. Jetzt hebt eine knochige Hand einen Stein auf und wirft ihn nach mir. Er zerschmettert mir die Finger, die sich in den Stein gekrallt haben. — Ich lasse los —

„Zum Donner, was ist dir?“ Der Schein einer Taschenlaternen blendete meine Augen und beleuchtete das erschrockene Antlitz Brunnhofers, das sich über meines beugte. Wir schaute ich umher und atmete erleichtert auf, als ich gewahr wurde, daß ich in der sichern Hütte lag und alles nur ein Traum gewesen sei. Ich mußte laut geschrien haben; denn alle waren wach geworden. Mein Herz klopfte zum Berspringen, und mein ganzer Körper war schweißgebadet. Als ich den andern sagte, ich hätte schwer geträumt, beruhigten sie sich, und alle suchten wieder den Schlaf für die kurzen Stunden bis zum Aufbruch.

Am Morgen war's so, wie ich geträumt hatte: trüb, regnerisch und nachtschwarz. Mit hochaufgestülptem Rockragen und die Hände in die Hosentaschen vergrabend, standen Brunnhofer und ich vor der Hüttenküche. „Bei solchem Wetter hat's wirklich nicht viel Sinn, da hinauf zu klettern,“ meinte mein Kamerad und wies auf die Steilwand, die allmählich aus dem Dämmergrau des Morgens verschwommen und riesenmäßig sich herauszulösen begann. Ich erzählte ihm meinen Traum, und da dieser mir alle Freude an der Fortsetzung der Tour genommen hatte, war ich damit einverstanden, umzukehren.

Burgilgen vernahm unsern Entschluß nicht gerne. Das Wetter sei nicht böß; Sonne und Föhn würden ganz sicher Meister. Unsere jungen Begleiter wollten auch von einer Umkehr nichts wissen, sondern allein mit dem Führer gehen.

„Sie werden es ganz sicher bereuen, wenn Sie wieder unten sind,“ meinte der eine.

Wir drückten Burgilgen noch ein Trinkgeld in die Hand, die sich feucht und kalt anfühlte, — und bald darauf stapsten die drei aufwärts. Lange schauten wir ihnen nach, bis ein Nebelschwaden sie unsern Blicken entzog. Aber noch konnten wir die hellen Fauchzer hören, die von den Flühen widerhallten. Högernd machten wir uns für den Abstieg fertig. Hätten wir nicht doch mitgehen sollen? Wegen eines dummen Traumes, eines ganz sicher unbegründeten Misstrauens und ein wenig unsichern Wetters! Verdrossen stiegen wir zu Tal und mußten uns unten erst recht ärgern, als wirklich gegen den späten Vormittag die Sonne Meister wurde, der Himmel auf einmal reingefegt war und das Herbstgold über alle Höhen und Hänge rieselte. Jedoch völlig geschlagen gaben wir uns nicht. War uns der Tödi entgangen, so nahmen wir's mit einem andern auf, und deshalb waren wir bald entschlossen, von Braunwald aus Touren zu machen.

Als wir nun beim herrlichsten Wetter auf den Ortstock kletterten, schauten wir oftmals hinüber nach dem Tödi. —

„Was die wohl machen da drüben? Ob sie wohl noch einige Tage geblieben sind? Haben's die schön gehabt! Man könnte sich die Haare ausraufen! Der Ortstock wäre uns ja trotzdem nicht entgangen.“ Doch es hatte keinen Zweck, sich über das Unabänderliche zu grämen, besonders wenn

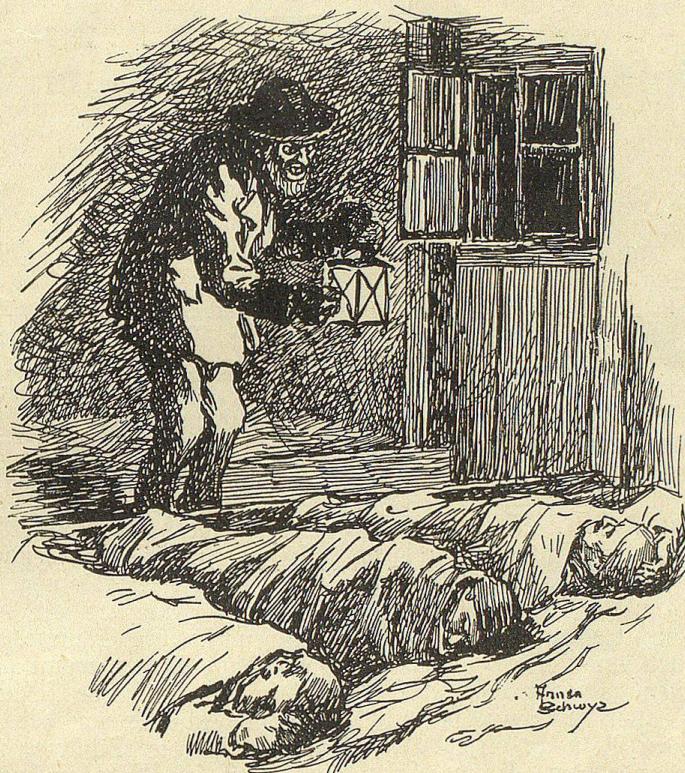
man so schöne Stunden genießen durfte wie wir. In vollen Zügen kosteten wir dann die klaren Tage, ließen Auge und Seele weiden in zufriedenem Glück, bis uns die Pflicht wieder hinunter rief.

In Linthal trafen wir den Wirt des Hotels Tödi in der Tiersehd auf der Straße, umgeben von einer Anzahl Bergführer. Er kam bleich und aufgereggt auf uns zu.

„Sie können von Glück sagen, daß Sie in der Fridolinshütte umgekehrt sind. Danken Sie unserem Herrgott!“ rief er uns entgegen.

„Ein Unglück?“ brachte ich mit zitternden Lippen hervor.

„Abgestürzt, beide jungen Leute, die mit Ihnen gegangen sind, samt dem Führer. Heute vormittag hat man sie gefunden, zerschmettert, auf einem Vorsprunge der Ostwand. Aber nur die beiden Touristen.



Vom Führer hat man keine Spur; er ist ohne Zweifel noch tiefer gestürzt in den Bergschlund hinein und jedenfalls nicht mehr zu finden."

Unser Herz schien stillzustehen. „Also doch!“ Wir wankten zu einer Bank, die vor einem Hause stand; wir mußten uns setzen. Vergeblich suchte ich nach Worten, als der Wirt fortfuhr: „Man kennt nicht einmal den Namen des Führers; er ist hier vollkommen fremd, und niemand weiß, wo der auf einmal hergekommen ist.“

Endlich konnte ich mich fassen und Antwort geben. „Dummerweise habe ich mir nicht einmal Zeit genommen, sein Führerbuch genau anzusehen,“ sagte ich. „Dass er Burgilgen heißt und aus dem Wallis kommt, ist das einzige, was ich sagen kann.“

„Das Nähere werden wir ja bald erfahren. Ich habe das Führerverzeichnis bei mir.“

Bei diesen Worten nahm der Wirt den braunen Kalender des Alpenklubs heraus und blätterte darin.

„Burgilgen; ich kann den Namen nirgends finden,“ sagte er nach einer Weile kopfschüttelnd. „Sie müssen ihn nicht recht verstanden haben.“

Da trat aus der Schar der Männer ein Greis hervor, der einst der beste Führer im Glarnerland gewesen war und weiterum die besten Bergsteiger gekannt hatte, und sprach bedeutsam: „Anno 1867 stürzte ein Walliserführer Burgilgen mit einem Engländer zutode. Sie wollten wahrscheinlich vom Grünhorn direkt nach dem Tödi aufsteigen. Bis heute hat man ihre Leichen nicht gefunden.“

405032

Der verwünschte oder verhexte Wald im Brüeltofel.

Von Dr. Emil Bächler, St. Gallen.

Hinterm einsamen Bergdörlein Brülisau im appenzell-immerhodischen Ländchen, zwischen dem Fuße des Ramon-Hohlaufen und dem Alpseigel, führt ein steinichter, holperiger Weg in die Felsenschlucht des Brüeltofels hinauf zu der mitten im dunkeln Alpentann gelegenen „Platte“. Wenige Schritte vorwärts gewahren wir durch eine Waldlücke hindurch die dunkelgrüne Wasserfläche des im nahen Bergtal geheimnisvoll sich ausbreitenden Sämtisersees. Doch nicht dieser ist es, dem wir heute unsere Aufmerksamkeit widmen, sondern etwas anderes, an dem wir bei unserer Wanderung durchs Brüeltofel vielleicht ganz achtlos vorbeigegangen sind. Zwar weiß das heutige junge Bergvolk kaum mehr etwas aus dem reichen Schatz alter Bergmythologie zu „sagen“. Viel eher ein altes, runzeliges Männlein oder ein längst buckelig gewordenes Großmutterchen, das uns im traulichen Gespräch aus uralten Zeiten von ihren Zwerglein, Elfen oder Riesen, ja sogar von „wilden Menschen“ und Drachen aller Art zu berichten beginnt, wenn es im fremden Besucher dieses Tales einen „gläubigen“ Hörer gefunden hat. So ungefähr: Wüßt Ihr etwas von dem verwünschten oder verhexten Wäldlein, das hart ob den Hütten im Brüeltofel sich ausbreitet, als Beweis dafür, daß auch in der Höhle des jenseitigen Felshanges einst das Volklein der Zwergen seinen Sitz gehabt hat und nachts im Mondenschein die Hexen drunter auf der nahen Berghalde ihre Tänze aufführten? Gerade dort, wo heute das Wäldchen steht, dessen Bäume zwar nur so groß sind wie ein sechsjähriges Menschenkind und doch ein wirkliches Alter von 80—150 Jahren besitzen. Wers nicht glauben wolle, sagte der alte Förster im Tale, der müsse eben eines dieser Zwergtännchen durchschneiden und daran die Zahrringe zählen.

Wie dieser merkwürdige, verwünschte und verhexte Wald g e w o r d e n i s t, das will ich hier dem freundlichen Leser des Appenzeller-Kalenders in schlichten Worten, ohne wissenschaftliche Erörterungen, mit-

teilen. Doch hören wir erst, was die fröhlich fabulierende Phantasie unserer Alten davon zu sagen weiß:

„Mitten in der etwa achtzig Meter hohen Felswand, rechts ob den Hütten im Brüeltofel, im sogenannten „Wildchischeli“*) hauste einst das neckische, aber den Menschen wohlgesinnte und hilfreiche Volk der Zwergen. Sie behüteten in der Höhle reiche Schätze an Gold, Silber und andern Kostbarkeiten. Im hintersten Gemache blitzte es von lauter Edelsteinen in allen Farben auf. — Einst begab es sich, daß die Zwergkönigin eines Kindleins genesen sollte. Da wurde die „weise Frau“ vom nahen Dorfe Brülisau gerufen, die der kleinen Königin Hilfe leisten mußte. Wie groß war die Freude, als dem Zwergenpaar ein munteres Knäblein geschenkt wurde. Zum Dank für ihre Mühe erhielt die geschickte Helferin ein Geschenk in ihre Schürze, mit der strengen Weisung, sie erst zu öffnen, wenn sie zu Hause angelangt sei. Allein die Neugierde ließ ihr keine Ruhe und ehe sie tausend Schritte von der Zwergenhöhle entfernt war, öffnete sie die Schürze, um zu sehen, was darin geborgen sei. Wie erschrak sie, als sie nur dürres Laub vorfand. Unwillig warf sie „das lumpige Zeug“ weg und kam so ohne glänzenden Lohn nach Hause. Doch an der Schürze waren, wie sie erst jetzt sah, einige Goldstücke hängen geblieben. „Wie ungeschickt von mir,“ rief sie, „das dürre Laub hinwegzuwerfen, das nun, zu Gold geworden, uns aller irdischen Sorgen enthoben hätte!“ Vergebens kehrte sie zurück, die Stelle wieder zu finden, wo sie das Laub ausgeschüttet hatte, und auch der Ruf zu den Zwergen hinauf nach nochmaliger Belohnung verhallte an der Felswand.

Da regte sich in ihr und ihrem Manne der Neid auf die reichen Zwergen. Bald hatte der Mann ein Dutzend Gleichgesinnter vom Dorfe zusammengerufen, die den Zwergen Rache schworen und sich

*) Das ist nicht das „Wildkirchli“ des Höhlenbären und Elrehards, das im Ebenalpstock liegt.